

Sarah Bosetti, Andreas Scheffler, Volker Surmann (Hrsg.)

MIT EUCH MÖCHTEN WIR ALT WERDEN



SATYR

angeschnorrt wurden. Da es Birgit so peinlich war, über kein Bargeld mehr zu verfügen, kramte sie – meine stetigen Ermahnungen ignorierend – in ihrem Trekkingrucksack nach Entbehrbarem und fand eine Banane und eine Pfandflasche, die sie verschenkte. Da die Flasche noch ungeöffnet war, verschenkte sie genau genommen eine Cola Zero.

»Birgit, du musst deine Freigiebigkeit wirklich ein bisschen unter Kontrolle bekommen«, sagte ich, als wir den S-Bahnhof verließen.

»Ja, klar hab ich Zigaretten«, gab sie zur Antwort, die nicht mir galt, sondern einem Jungen mit drei Haarfarben und zwei Ratten auf den Schultern.

»Kann ich noch eine für meine Freundin?«, fragte er.

»Hmm«, überlegte Birgit, »na gut. Ich rauch ja eh nicht. Hab die mir nur vorhin geholt, weil mich so viele Leute gefragt haben und ich denen nie welche geben konnte.«

»Ach, kann ich dann vielleicht die ganze Schachtel?«

»Jetzt is' aber mal gut, Freundchen«, ging ich dazwischen. »Wir müssen heute noch sehr vielen anderen Leuten Zigaretten geben.«

Auf unserem kurzen Weg zeigte ich Birgit ein lustiges Video auf meinem Telefon, um äußere Reize bestmöglich abzuschalten, schon waren wir auf der Wiese gegenüber der Museumsinsel angekommen, wo wir touristenlike abzuchillen gedachten. Ich schaute für ein paar Sekunden verträumt einem der Ausflugschiffe hinterher. Als ich mich wieder Birgit zuwandte, gab es Neuigkeiten.

»Christian, das hier ist Jamal. Wir müssen ihm helfen. Seine Mutter lebt in Eritrea. Sie ist schwer krank, augenkrank, und kann ihn nur sehr schlecht erkennen, wenn sie videochatten. Deshalb braucht Jamal dringend ein iPhone X mit einer hochauflösenden Frontkamera. Und damit er sich das endlich leisten kann, solltest du ihm jetzt zehn Gramm Kokain abkaufen. Bitte!«

»Jamal«, ein rothaariger, blasser Junge mit Sommersprossen, zuckte entschuldigend die Schultern. So ist es halt, signalisierte er. Bisher hat mir keiner lang genug zugehört, damit ich meine tragische Geschichte zu Ende erzählen konnte. Jetzt ist es passiert, und wir müssen den Handel wohl durchziehen.

Empört über seine Chuzpe fragte ich: »Sag ma': Wie viel soll'n das kosten?«

Seine Antwort: »Ick kann dir da 'n juten Preis machen. Tausendfünfhundert.«

»Was? Das ist zweieinhalbmal so viel wie der übliche Marktpreis.«

»Woher weißt du denn so was?«, fragte Birgit.

»Das weiß man halt, wenn man hier wohnt. Hörensagen.«

»Na, wenn das der Pfarrer wüsste«, sagte sie. Eine beliebte Redewendung in unserem Dorf.

»Das Problem ist aber eher«, fuhr ich fort, »dass ich dir die Geschichte mit deiner Mutter nicht so ganz abkaufe, Jamal.«

»Willst du etwa behaupten, ick lüge?«

»Na ja, du siehst auch zum Beispiel nicht ganz so aus, als würdest du aus Eritrea kommen.«

»Det is ja rassistisch. Ick bin Albino-Afrikaner! Und außerdem: Wir können gern meine

Mutter anrufen. Wollten sowieso noch skypen.«

»Oh ja, das machen wir«, entschied Birgit.

Jamal drückte mir sein Telefon in die Hand, innerhalb weniger Sekunden stand die Videoverbindung. Auf dem Display erschien eine sehr breiige, sehr weiße, auch irgendwie sehr deutsch anmutende Frau in Kittelschürze, die in einem großen Kochtopf Kartoffelpüree rührte und uns, ohne aufzusehen, begrüßte.

»Wat willstest schon wieder?«

»Ähm, ihr Sohn meinte, dass ...«

»Jajaja, ick weeiß schon. Ick bin eine alte, kranke Frau aus Nigeria, ick hab Augenkrebs und will meinen Sohn Jesus besser sehen, stimmt allet. Also geben Sie ihm dit Geld, ja?«

»Für eine afrikanische Frau reden Sie aber gut Deutsch.«

»Danke für die Blum'n. Von nüscht kommt nüscht.«

»Sagen Sie mal, da hinter Ihnen, da ist doch ein Fenster. Kann es sein, dass ich da draußen den Fernsehturm sehe?«

»Jetzt sein Se ma' nich' so eurozentristisch, junger Mann. Gloobm Se, hier in Afrika ham wa keene Fernsehtürme?«

»Der sieht aber schon sehr nach dem Berliner Fernsehturm aus.«

»Dit is' selektive Wahrnehmung. Sie müssen ma 'n bisschen in der Welt rumkommen! Fernsehtürme sehen alle so aus.«

»Mit 'ner Kugel oben?«

»Mit was'n sonst? Mit 'ner Pyramide oder wat?«

»Ja gut, Frau, äh ... «

»Schulze ... äh, Schulzenoglu.«

»Frau Schulzenoglu, dann danke ich herzlich für das Gespräch.«

»Keene Ursache. Und sagen Se dem Jungen, er soll gleich heimkommen, sonst wird dit Essen kalt ... ääh, ick meine: Er soll mir ma' wieder 'ne Postkarte schicken, hierher nach Afrika ... Ach, wat soll der ganze Zirkus? Kaufen Se ihm einfach dit Koks ab!«

Anruf beendet. Als ich wieder aufschaute, bemerkte ich eine gewisse Veränderung.

»Ähm, Jamal, hast du gesehen, wo Birgit hin ist?«

»Ja, die war am Bankautomat, um dit Geld fürs Koks zu holen. Jetzt steht se da bei der Mariachi-Band und tanzt und verteilt Zigaretten und 10-Euro-Scheine.«

»Oh, das wird 'ne Weile dauern.«

»Ach weeßte, du bist mir ganz sympathisch eigentlich. Soll ick dir 'n Geheimnis verraten?«

»Lass mich raten: Du heißt gar nicht Jamal, deine Mutter wohnt gar nicht in Afrika, und das Koks, das du verkaufst, ist eigentlich Aspirin?«

»Nee, Traubenzucker.«

»Hm. Und was machen wir jetzt?«

»Na ja, Mutter wohnt da drüben. Essen is' fertig, haste ja gehört. Gute Hausmannskost ... Fuffzich Euro pro Person.«

»Na, das klingt doch nach 'nem fairen Angebot.«

Hans Duschke

ICH KENNE EINEN IN OBERSCHÖNEWEIDE

Ich komme aus Karlshorst, einem Teil von Lichtenberg, aber Richtung Köpenick. Wir nennen uns selbst das »Zehlendorf des Ostens«.

Kaum ein Stadtteil hat die Gentrifizierung so mit offenen Armen willkommen geheißen wie Karlshorst. Denn eigentlich, ursprünglich hatte der Vergleich mit Zehlendorf ja folgende Bedeutung: »Da, wo die Siegermächte eingezogen waren, wo ganze Straßenzüge abgesperrt blieben.« ... Inzwischen – wie gesagt – umarmen die Karlshorster die Gentrifizierung. Magnetisch werden gut verdienende Familien von den kleinen Häuschen mit Garten angezogen. Alle Baulücken werden zeitnah geschlossen.

Oberschöneeweide dagegen ist etwas anderes: Hier hatten die Nazis ihr bestes Wahlergebnis; hier haben vor '89 die Arbeiter gewohnt, deren Arbeit nach '89 abgewickelt wurde. »Oberschweineöde« war damals – und ist bis heute – der Spitzname dieses Stadtteils.

Da wird wohl was dran sein.

Und doch: Man braucht bloß eine (!) Hauptstraße zu überqueren, und man ist von Oberschweineöde im Zehlendorf des Ostens. Oder umgekehrt.

Gemeinsam haben wir den REWE-Markt, der sich mit dem Aldi und dem Takko den Parkplatz teilt und genau auf der Grenze steht. Da trifft man sie, die Menschen aus Oberschöneeweide, die blond Gefärbten, die Hartz-IV-Trinker, die Tätowierten, die Kleingärtner, die jungen Eltern – gern auch mit mehr als einem Kind –, die Flaschenpfandsammler, Motz-Verkäufer. Am Samstagnachmittag trifft sich hier der Kiez. (Gleichzeitig trifft sich übrigens der Karlshorster Kiez, wenn es denn so etwas gibt, auf einen fairen, gluten- und laktosefreien Milchkaffee in Denn's Bio-Supermarkt.)

Mich kann man dort nicht treffen: Ich komme aus dem Aldi, neben dem REWE, ich mische mich unters Volk; ich habe asiatische Fertiggerichte gekauft, die gibt's gerade auf der Sonderverkaufsfläche. – Ich liebe, wenn ich mal kurz abschweifen darf, die Sonderverkaufsflächen bei Aldi und bei Lidl. Jede Woche eine neue Welt, da fühl ich mich als Konsument angenehm gekitzelt. Da denk ich immer: Da hat sich wirklich jemand mal überlegt, was ich gerne hätte. Und zu welchem Preis. Sich mal echt Gedanken gemacht, und siehe da: Asiatische Fertiggerichte und Hühnchensteaks trage ich aus dem Aldi-Markt. 8,12 Euro. Alles so schön günstig.

Kaum aus der Tür, auf dem Parkplatz, spricht mich jemand an: Hallo, Hans, bist du das? Ihr spielt doch jetzt im Schlot, oder? – Jaja, lächle ich automatisch. – Er wolle mal wieder

vorbeikommen ... – Schön. – Ich würde mich bestimmt erinnern, er wäre damals mit Kerstin zusammen gewesen, ich hätte doch auch mal was mit Kerstin gehabt ... – Ich lache, winke ab, das ist schon so lange her ... – Ja, er müsse unbedingt mal wieder vorbeikommen. Und er fragt, ob bei uns immer noch geraucht wird. – Kerstin?, überlege ich, Kerstin? – Nein, schon lange nicht mehr, nur ich rauche noch. – Natürlich, natürlich, antwortet er gut gelaunt. – Ich hätte doch damals auch was mit Kerstin gehabt, wiederholt er noch mal ihren Namen. Hat er seinen genannt? Wahrscheinlich.

Namen waren noch nie meine Stärke. Er steht vor seinem Auto, war gerade dabei einzuladen, als er mich sah und erkannte. Ein sogenannter Hochdachkombi, ein ursprünglich als kleiner Lieferwagen gebautes Auto, in das man Fenster und Bänke eingebaut hat, um es an Familien zu verkaufen. Der Mann war etwa in meinem Alter, weniger Haare. In unserem Alter neigt die Figur bei Männern zum Eiförmigen; das war, fand ich, bei ihm ausgeprägter.

Aus irgendwelchen Gründen halte ich mich oft für attraktiver. Ob's stimmt? Ich bezweifel es mittlerweile, ehrlich gesagt. Und wer ist er überhaupt? Klingelt's da irgendwo? Nein, da klingelt gar nichts. Das kenn ich schon. »Kopfleere« haben wir das früher genannt. Was zum Beispiel auch in Homer Simpsons Kopf stattfindet, jetzt auch bei mir. Ich beuge mich ins Auto, um Hallo zu sagen. – Hallo. – Eine Frau in meinem Alter, vielleicht älter, sitzt wartend auf dem Beifahrersitz, die Rückbank ist beladen: Hallo. – Das sei nicht Kerstin, erklärt er mir, mit der er damals zusammen war und ich ja auch mal was hatte. Sie ist peinlich berührt, ich auch.

Ich verabschiede mich, häusliche Pflichten vortäuschend.

Seitdem grüble ich: Wer war Kathrin? Oder Kerstin? Ich kann mich nicht mehr erinnern. Mit wem »hatte ich denn mal was«? – Die Zahl ist doch überschaubar ... Ich hab jetzt einen Nachbarn in Oberschöneweide, der mich von früher kennt, aber ich weiß nicht, wie er heißt; ich weiß nur, dass er mal mit Katja zusammen war, als beim *Frühschoppen* noch geraucht wurde.

Hans Duschke, geboren 1964, liest seit 1990 beim *Frühschoppen*. Mitglied der *Reformbühne Heim & Welt* (1995–1999).

Wladimir Kaminer

WAS IST BERLIN?

Touristen bilden die Mehrheit in Berlin. Jedes Mal wenn ich von meinen Reisen zurückkomme, staune ich am meisten über meine eigene Straße. Alle Menschen sehen hier wie Touristen aus, viele tragen Rucksäcke, Koffer, oder sie sind auf Fahrradtour, manche werden mit großen Reisebussen herumgefahren, sie gehen im Mauerpark spazieren und starren dort andere Touristen an, von denen sie glauben, es seien echte Berliner. Mich starren sie ebenfalls an, als wäre ich ein seltener Vogel, eine blaue Ente. Vielleicht haben sie meine Bücher gelesen, vielleicht ist es nur Paranoia. Überall in der Stadt höre ich die russische Sprache. Im vorigen Jahrhundert retteten sich viele Russen vor der Revolution ins Exil, Berlin war ein begehrtes Reiseziel. Die meisten Dichter und Denker siedelten sich in Charlottenburg und Tiergarten an. Eine Menge berühmte Bücher russischer Autoren entstanden hier. Mein Lieblingsbuch aus dieser Zeit heißt »Zoo oder Briefe nicht über die Liebe«. Sein Autor lebte in Berlin in der Nähe vom Zoo, er konnte nachts nicht schlafen, weil die Elefanten in ihrem Gehege zu laut schnarchten und nachtaktive Vögel schrien. »Wir sitzen wie seltene Tiere im Berliner Gehege, fest im goldenen Käfig des Auslands, aber unsere Gedanken sind in der Heimat«, schrieb er. Bald darauf gingen er und andere Künstler zurück in die Sowjetunion, die meisten wurden verhaftet, der Autor der Zoogeschichte überlebte Stalin, und beinahe überlebte er die Sowjetunion, so steinalt wurde er. Das Buch ist bald hundert Jahre alt.

Berlin bleibt ein Zoo, in dem exotische Tiere in Käfigen sitzen, dieser Vergleich passt heute besser denn je. Man kann allein auf unserer Straße die ganze Welt kennenlernen: Vietnamesen, Mongolen, Türken, Kroaten, Amerikaner und Schwaben haben hier ihre Läden, beinahe täglich entstehen neue Käfige dazu. Zum Teil deckt sich die Migration mit der aktuellen deutschen Statistik der Hauptherkunftsländer von Asylbewerbern. Im Winter hat bei uns in einer pleite gegangenen Fahrschule ein neues Geschäft aufgemacht: »Schönes aus Syrien«. Nach dem Sortiment des Ladens zu urteilen, gibt es in Syrien nicht viel Schönes: Breite Frauenhosen in orientalischen Farben und ein paar Wasserpfeifen.

Die Kopftuchfrauen aus Tschetschenien haben bei uns zwischen dem Inder und dem Kroaten ein »Russisches Spezialitäten«-Geschäft eröffnet, sie kochen Borschtsch, backen Kuchen und Teigtaschen. Die Vietnamesen liefern einander Konkurrenzkämpfe. Aber weil es bereits mehrere vietnamesische Schnellrestaurants in der Gegend gibt, haben sie es auch schon mit mexikanischer Küche versucht. Sie haben sich große Hüte besorgt und einen Kaktus ans Fenster gemalt. Doch die gleichen Bürger, die gern bei den Vietnamesen aßen, als sie noch vietnamesisch waren, misstrauten ihnen als Mexikaner, der Kaktus steht leer. Der politischen Lage nach zu urteilen, werden demnächst wahrscheinlich die Ukrainer mit